

**Klaus Ring, Klaus von Trotha, Peter Voß (Hg.): Lesen in der Informationsgesellschaft – Perspektiven der Medienkultur**

Baden-Baden: Nomos 1997, 159 S., ISBN 3-7890-4825-9, DM 38,-

„Die Stiftung Lesen wird nicht müde, lesende Deutsche als gefährdete Spezies hinzustellen“, stichelte einer der Schirmherren, der Intendant des Südwestfunks zusammen mit der *Stuttgarter Zeitung* gleich eingangs in seinem Grußwort (S.23), und er hätte nicht besser den Tenor des im November 1996 veranstalteten Kongresses charakterisieren können, dessen Grußworte und Beiträge nun gedruckt vorliegen. Potent waren die Sponsoren und Mitveranstalter: die Deutsche Bahn AG (da „Reisezeit [...] Lesezeit [ist]“), der Südwestfunk Baden-Baden, der baden-württembergische Verlegerverband, das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie und die Landesregierung Baden-Württemberg, da sie im „Land der Dichter und Denker par excellence“ und mit einem belesenen Ministerpräsidenten (so der Wissenschaftsminister und auch noch sein Staatssekretär in ihren Beiträgen) mit der mächtigen Technologieoffensive ebenfalls eine „Lese- und Literaturförderungsaktion“ im Sommer 1996 gestartet habe. Prominent waren also etliche Referenten, für das Thema kompetent – über bekannte Gemeinplätze hinaus – wenige: Zwei Minister, ein Staatssekretär, der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, ein Rundfunk-Intendant, ein Chefredakteur, ein Fernsehdirektor, der Sprecher der Deutschen Bahn, der Chairman von McKinsey, der Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, die Generalbevollmächtigte von IBM Deutschland, ein Verlegerfunktionär, der Vorstandsvorsitzende von Bertelsmann und ein Vertreter der Medien- und Filmindustrie – sie alle wußten mehr oder weniger geschickt (oder entsprechend den Spickzetteln ihrer Referenten) Banales und Persönliches, Emphatisches und schlicht Instrumentelles zum Thema beizutragen. Daß sich dabei die Widersprüche häuften, da für die einen Lesen die (zweckfreie) Kulturtechnik schlechthin ist, die nur der Suche nach Sinn, Phantasie und Aufklärung verpflichtet sein könne, für die anderen eine mehr oder weniger basale Schlüsselqualifikation, die auch bei oder trotz aller elektronischer Offensive gebraucht werde, da nahezu alle, insbesondere die Vertreter der Wirtschaft, ungleich energischere und aufwendigere Bildungsanstrengungen forderten (und der Verlagsvertreter sogleich die Subventionierung der Buchkultur einklagte), gleichzeitig aber die von ihnen vertretene und unterstützte Politik des sogenannten „schlanken Staates“ und der reduzierten Staatsfinanzen die Bildungsausgaben dezimiert – wen kümmert es bei solch imposanten Kongressen! Nur bei der nachträglichen Lektüre wirken solch platte Gegensätze peinlich.

Nur ein Wissenschaftler, der Gießener Soziologe Gronemeyer, löckt – wie schon häufig bei solch heiklen Themen – ein wenig wider den Stachel und polemisiert gegen die schlichte Vereinnahmung, wenn „Lesen zur Schlüsselqualifikation“ verkomme. Aber er tut es so assoziativ ausgreifend, fast wirr, daß sein Rundumschlag wohl kaum ernst genommen werden kann. Immerhin zeigt der SPD-Bundestagsabgeordnete Jörg Tauss die Widersprüche gegenwärtiger Politik auf, die

sich nur um die Technologie- und Wirtschaftbelange kümmere und die einhergehende kulturelle Revolution dem Markt überlassen wolle: Aber auch er plädiert am Ende nur dafür, den Prozeß zur Informationsgesellschaft „gestaltungsoffen“ zu begreifen und zu halten – ohne dafür politische Lösungen aufzuzeigen.

Der Geschäftsführer der Stiftung Lesen, Klaus Ring, fordert gleich eingangs (und tut es am Ende in einer Resolution nochmals, wie er seither nicht müde wird, dies öffentlich zu wiederholen), die Informationsgesellschaft müsse auch eine Bildungsgesellschaft werden. Damit würde sich die Stiftung Lesen auf ein weiteres Politikfeld begeben. Daß Ring solche richtigen Forderungen unentwegt mit vermeintlich empirisch gesicherten Defiziten glaubt begründen zu müssen, die just auf diesem Kongreß relativiert oder gar widerlegt werden und in diesem Buch nachzulesen sind, macht sie allerdings nicht glaubwürdiger.

Den wenigen wissenschaftlichen Beiträgen seien noch einige Anmerkungen gewidmet: Zunächst räsonniert der „renommierte Hirnforscher Professor Ernst Pöppel“ – so der Bertelsmann-Chef Wössner – darüber, daß Lesen ein „Sammeln und ein Sich-Sammeln“ sei, vielerlei Kompetenzen umfasse und daher dieser komplexe Kognitionsprozeß von vielen Disziplinen untersucht werden müsse. Aber Modi und Strukturen des Lesens bilden sich auch entsprechend der jeweiligen Kulturation aus, weshalb vorschnelle Determinationen – die Wössner etwa mit Berufung auf Pöppel formuliert – nicht statthaft seien.

Der Direktor der Klinik für Kommunikationsstörungen an der Johannes Gutenberg Universität in Mainz, Manfred Heinemann, glaubt, in einer kurzen Skizze nachweisen zu können, daß die „Sprachentwicklungsverzögerungen bei 3- bis 4jährigen Kindern“ in den letzten zwanzig Jahren zugenommen haben (S.105). Doch die vorgelegten Daten und vor allem die Vergleiche sind recht lückenhaft und beliebig, eine valide und methodisch gesicherte Beweisführung fehlt, so daß die Befunde höchstens als heuristisch gelten können. Immerhin relativiert Heinemann die numerische Zunahme von vier auf fünfundzwanzig Prozent der Kinder – die Ring dennoch in der Einleitung wie in der abschließenden Resolution als bare Tatsache verkündet! Auch bei der ursächlichen Erklärung führt Heinemann alle mögliche „soziokulturellen Faktoren“ an: Wie er aber die Behauptung belegen will, daß heute „mit den Kindern in einer Familie weniger gesprochen wird als früher“ (S.108), bleibt sein Geheimnis. Auch über den Einfluß der Medien kann er nur spekulieren, behauptet aber gleichwohl eine „Überwertigkeit der visuellen Information“, unter der „eigene Phantasie und Kreativität leiden“ (S.108).

Sein Kollege Gerd Lehmkuhl, Direktor der Kölner Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie des Kindes- und Jugendalters, stellt immerhin nach einer empirischen Befragung von rund 2.100 Vier- bis Achtzehnjährigen fest, daß „Lesen immer noch eine wesentliche Komponente der Freizeitgestaltung von Kindern und Jugendlichen“ sei (S.114). Warum er eine solche Untersuchung überhaupt durchführte (oder durchführen ließ), die nicht über die bekannten Surveys der Mediennutzungsforschung hinausgeht und sie unter den Titel „Die Rolle des Le-

sens in der Therapie psychisch kranker Kinder“ stellt, und wie valide seine Befunde im Vergleich sind, läßt der Autor unerörtert. Anschließend zeigt er nämlich einige bibliothераpeutische Ansätze auf, ohne irgendwelche Zusammenhänge zwischen diesen und den vorgetragenen empirischen Daten herzustellen.

Mit einem weiteren öffentlich strapazierten (und auch von Ring und dem baden-württembergischen Wissenschaftsminister benutzten) Vorurteil räumt der Berliner Pädagoge Rainer Lehmann in dem letztlich einzigen lesekompetenten Beitrag auf – vermutlich aber auch ohne Erfolg: Seit Jahren werde hierzulande immer mal wieder verkündet, die UNESCO habe drei Millionen bundesdeutsche „Analphabeten“ festgestellt (eine Rate, die mit der deutschen Einheit noch erhöht werden müßte): Daß es sich bei dieser Zahl um eine Schätzung aus dem Jahr 1981 handelt, die obendrein als Obergrenze gegriffen war und Spielräume von 0,5 bis 3 Millionen impliziert, wird von den eilfertigen Protagonisten verschwiegen, vermutlich nicht einmal gewußt. Lehmann drängt deshalb darauf, diese unfruchtbaren „Zweiteilung in ‘Analphabeten’ und ‘Alphabetisierte’“ (S.127) endlich aufzugeben. In einer internationalen Vergleichsstudie für die OECD und Statistics Canada wurden fünf Fähigkeitsstufen des Leseverständnisses unterschieden, an Stichproben in Schweden, den Niederlanden, Deutschland, Kanada, den USA, Schweiz und Polen getestet und differenzierte Befunde erzielt, die mit anderen Faktoren, dem Bildungsgrad, der beruflichen Position und dem Einkommen, korreliert wurden. Die bundesdeutschen Proportionen liegen – freilich recht unterschiedlich – im Mittelfeld, beeinflußt von den erwähnten sozialen Faktoren. Aber sie geben – so Lehmann – genügend Anlaß „für eine gezielte Leseförderung“ (S.129), die – und dies sei in das Stammbuch der politisch und wirtschaftlich Verantwortlichen geschrieben – „nicht nur eine produktive, sondern auch eine konsumptive Bildungsinvestition darstellt“ (S.136).

Rund vierzehn Prozent Bundesdeutsche schaffen nach dieser Studie nicht mehr, als – so die Fähigkeitsdefinitionen – „eine Einzelinformation unter einfachen Bedingungen zu lokalisieren“, weitere vierunddreißig Prozent vermögen darüber hinaus, „korrekt identifizierte Einzelinformationen miteinander in Beziehung zu bringen“ (S.129). In den Niederlanden und in Schweden sind die Werte besser, in Kanada, den USA, der Schweiz und in Polen schlechter, aber für jede Fähigkeit fallen sie heterogen aus. Aus diesen absichtlich sehr eng formulierten, weil nur so empirisch überprüfbar Indikatoren werden in der Ringschen Übertreibung „ausgesprochen schlechte bzw. nur mäßige Fähigkeiten“, „schriftliche Texte zu lesen und zu verstehen“ (S.11 und S.156) – und an keiner Stelle wird begründet, warum solche Überzeichnungen für die an sich gute Sache der Leseförderung nötig sind. Es sei denn, man ist der Ansicht, sie sei in der Mediengesellschaft nur durch apokalyptischen Kathastrophismus zu befördern (worin sich die Stiftung Lesung schon mehrfach übte). Aber dann wäre die Dualität von Lesen und Medien anders, mindestens strategisch zu diskutieren.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)